

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 14 (1919)
Heft: 8

Artikel: Der Reiche und der Arme : (ein altes Märchen, das immer wieder neu wird)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glend in Proletarierfamilien herrschen kann. Ganz schüchtern hatten sich einige bürgerliche Frauen zum Worte gemeldet, viele sind nach und nach verschwunden. In der darauffolgenden Abstimmung stimmten viele tausende Frauen dem Antrag Welti zu. Das war allerdings gegen die Erwartung der bürgerlichen Frauen. Sie hatten aus ihrem Kreise ein Initiativkomitee für praktische Vorschläge gebildet, um die Frage auf den „richtigen“, Boden zu stellen. In der dritten Versammlung wurde Genosse Dr. Mosser als Referent eingeladen, der als Arzt auf die Gefahren der Abtreibung aufmerksam machte und Vorbeugungsmittel empfahl. Seine Worte wurden mit großem Verständnis und Beifall aufgenommen.

Alles als man dann mit Anträgen kam, die für Arbeiterinnen nur fromme Wünsche bleiben, Anträge mit Forderungen an Stadt und Regierung, die die organisierte Arbeiterchaft schon vor einem halben Jahrhundert gestellt hatte und die bis heute noch nicht erfüllt sind (Mutterchutz, Säuglingschutz usw.), und als dann die Bürgerlichen wieder mit ihrer bereitwilligen Wohlthatigkeit ankamen, da ließen sich die Arbeiterinnen von ihrem gefakten Entschlusse nicht mehr abbringen.

„Wir wollen keine Wohlthatigkeit, wir wollen das Recht. Wir sehen in Weltis Antrag keine Aufforderung zur Abtreibung, sondern eine Forderung der Gerechtigkeit für uns. Straflosigkeit ist das kleinere Uebel und das wählen wir.“ Wohl waren wir uns der Tragweite unseres Beschlusses bewußt und vielleicht gerade deswegen stimmte eine erdrückende Mehrheit dem Antrag Welti jubelnd zu. Inzwischen wurde der Antrag im Großen Rat, wie ja vorausgesehen war, abgelehnt (61 gegen 54 Stimmen). 22 bürgerliche Frauenvereine hatten an den Großen Rat die Bitte gerichtet, den Antrag abzulehnen. Selbst ein bürgerlicher Ratsherr, tat den Ausdruck: Viele Frauenvereine, aber herzlich wenig Frauen. Ein Beispiel: Der Verein für arme Wöchnerinnen war unterzeichnet von zwei Frauen. Näh- und Fließchule unterzeichnet von der Vorsteherin usw. Die sozialdemokratische Frauengruppe hat in einer sehr gut besuchten Frauenversammlung zum Abstimmungsergebnis Stellung genommen. Nicht sozialistische Großräte hatten mit ihrer Abwesenheit gegläntzt! Wir aber wollen diese Abstimmung als keine Niederlage betrachten! Sie soll uns im Gegenteil ein Ansporn zu neuer Arbeit sein. Die Behandlung der Frage hat manche Arbeiterfrau zur Erkenntnis gebracht, daß sie nur bei ihren Klassen-genossinnen das wahre Verständnis für ihre Lage findet.

Anna Winkler.

Der Reiche und der Arme.

(Ein altes Märchen, das immer wieder neu wird.)

Wohnten da einander gegenüber ein reicher und ein armer Mann. Der Reiche hatte ein großes und schönes Haus, der Arme wohnte in einer kleinen Hütte zur Miete. Es war also alles in der von Gott gewollten Ordnung.

Eines Abends aber hörte der Reiche an seine Tür klopfen. Er öffnete zunächst mal nur das Fenster und fragte, was los wäre. Da sagte eine Stimme: „Ich bitte um ein Nachtlager.“ Der reiche Herr mußte über diese ungenierte Art herzlich lachen. Dann sah er sich den Mann an, der einen recht verdächtigen Eindruck machte. Schuhe trug er überhaupt nicht, sein Mantel war sehr schäbig und sein Bart wuchs wild und lang. Der Hausbesitzer kanzelte ihn also gehörig herunter und rief ihm zu: „Nach ja, daß du weiter kommst, alter Pennbruder, sonst laß ich meine Dogge 'raus oder telefoniere nach der Polizei.“ Der verdächtige Mensch schob ab und klopfte bei dem Manne aus den niederen Klassen an. Der sah wohl gleich, daß er hier so 'ne Art Verwandten vor sich hatte, vielleicht brauchte er auch gerade so eine verdächtige Persönlichkeit zu irgend einer zweifelhaften Unternehmung. (Ich will hier weiter keinen Verdacht aussprechen, aber jedes Kind weiß, daß damals gerade schrecklich viel eingebrochen wurde.) Kurz, der Hüttenbewohner lud den verdächtigen Fremden ohne Umfährweise ein, bei ihm zu übernachten. Seine Frau setzte gleich Kartoffeln

† Eugen Leviné.

Eugen Leviné (Nischen) ist von den Schergen der bayrischen Regierung Hofmanns hingerichtet worden, weil er während der Münchener zweiten Räterepublik als Volkskommissär gearbeitet hat, weil er einer der Führer der Münchener gewaltigen Volksbewegung war. Deutschland und das deutsche Proletariat ließ es ruhig geschehen, daß der hervorragende Kämpfer für die Befreiung des Proletariates, der an der ersten russischen Revolution 1905 einen hervorragenden Anteil hatte, hingerichtet wurde. Er zeichnete seine Stellung in den Münchener Revolutionstagen in einer längeren Rede vor dem Gerichte, die er folgendermaßen schloß: „Ich bin monatelang von Frau und Kind getrennt gewesen, aus Nachtkittel macht man solche Sachen nicht. Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Ich weiß nicht, ob Sie mir meinen Urlaubsschein verlängern werden, ob Sie eine Freiheitsstrafe aussprechen werden. Ich sehe auf jeden Fall Ihrem Spruch mit Gefasstheit und innerer Seiterkeit entgegen. Ich weiß, was Sie auch für einen Spruch fällen werden, die Ereignisse sind nicht aufzuhalten. Der Staatsanwalt glaubt, die Führer hätten die Masse aufgepeitscht. Wie die Führer die Fehler nicht hintertreiben konnten so wird auch das Verschwinden eines Führers die Bewegung unter keinen Umständen aufhalten. In diesem Raum werden über kurz oder lang andere Richter tagen und wird derjenige wegen Hochverrat bestraft werden, der sich gegen die Diktatur des Proletariates vergangen hat. Die Münchener Arbeiter und ich mit ihnen zusammen, wir haben alle versucht, mit bestem Wissen und Gewissen unsere Pflicht zu tun gegen das Proletariat und die internationale kommunistische Weltrevolution.“

Daß Leviné auch literarisch tätig war und auf diesem Gebiete Tüchtiges leistete, zeigt folgende selbsterlebte Skizze in einem russischen Kerker:

„Genossen, ich kann den Brief nicht nehmen . . .“

Der Wind heult. In der kleinen Petroleumlampe flackert die Flamme, züngelt hin und her, biegt sich und beugt sich. Phantastisch tanzt der Schatten des Teekessels an den runden Wänden der Zimmzelle. Auf der harten Britische liege ich, festgehüllt in meinen Pelz, und lausche dem Lied des Windes. In den verrosteten Angeln knarrt das Fenster und ächzt. Die kleine Katze, die mir sonst Gesellschaft leistet, grazios über den Tisch läuft, hin und her huscht, wagt sich heute aus dem Loch nicht heraus. Ganz allein

auf und melkte ihre Ziege. Alle aßen kräftig und gingen dann zur Ruhe. Dabei trieb das Ehepaar die Kriecherei so weit, daß sie dem Fremden ihr eigenes Bett abtraten und für sich selber aus Streue ein Lager herrichteten. Ob sie dem Gast wenigstens ein reines Bettuch gaben, ist nicht sicher; wahrscheinlich hatten sie überhaupt nur eines. Uebrigens wollte der Fremde dem die Aufdringlichkeit doch lästig wurde, das Bett erst durchaus nicht annehmen. (Vielleicht fürchtete er auch, Ungezieser darin zu treffen, und das wohl mit Recht.) Aber taktlos, wie solche Leute eben sind, nötigten sie so lange, bis der Gast nachgab.

Am andern Morgen bekam er auch noch ein Frühstück, wenn man etwas Milch und Brot so nennen darf. In der Tür wandte er sich noch einmal um und sagte: „Weil ihr so mitleidig waret, will ich euch einen Wunsch erfüllen. Was möchtet ihr gerne haben?“ Das Ehepaar erwiderte scheinheilig, sie hätten keinen Wunsch. Aber erstens war das nur jene heuchlerische Bescheidenheit, die man häufig in diesen Kreisen findet, und außerdem glaubten die Leute wahrscheinlich weder an Gott noch Teufel und hielten dem Fremden für einen Schwindler. (Daß sie damit obendrein eine grobe Gotteslästerung begingen, werden wir gleich sehen.) Aber der Gast sagte: „Nun, so sollt ihr wenigstens ein neues Haus haben.“

Im Nu verwandelte sich die Hütte in einen prächtigen Neubau, viel zu elegant für solches Volk. Der Fremde aber war schnell die Straße hinabgegangen.

bin ich heute. Starre zur Decke. Lasse müde den Blick über die Wände gehen. Alles so bekannt. Die Namen an den Wänden. Kommentare der Nachfolger: „Ab nach dem Zuchthaus zu Smolensk“, „Hingerichtet in Wilna“... Und daneben immer und immer wieder: „Es lebe der Kampf“, „Es lebe die Revolution“

Der Wind heult und wieder flackert das Licht in der Lampe, wieder tanzen phantastische Schatten. Immer fester hülle ich mich in den Pelz, den sie mir gelassen haben: Es ist kalt in der Turmzelle. Schon ermüden die Augen und fallen langsam zu. Da plötzlich fahre ich auf. Draußen auf der eisernen Treppe höre ich Schritte und Kettengeklirr, Stimmen und Kommandorufe. Sie nahen in der Richtung meiner Zelle. Unter mir verstummen sie. Dampf dröhnend fällt in der unteren Turmzelle die eisenbeschlagene Tür ins Schloß. Wieder Stimmengewirr und stampfende Schritte. Dann wieder Stille.

Nur der Wind heult, der Fensterrahmen knarrt, die Flamme in der Lampe züngelt und flackert, und phantastisch tanzen die Schatten.

Ich lausche angestrengt. In die Zelle unter mir haben sie einen „Neuen“ gebracht. Wer ist es? Ein Fremder, ein Freund? Ein Genosse oder ein Krimineller? Was droht ihm? Der Galgen? Oder bloß der Kerker? Ich lausche. Wird er nicht klopfen? Nicht seinen Namen nennen? Nein, es bleibt still. Nur der Wind singt sein Lied.

Ich lege das Ohr an die Wand — alles still. Kein Laut. Vielleicht weiß er nicht, daß jemand über ihm sitzt. Ich nehme den Metallbecher und klopfe leise an die Wand: ta ta — tataatata — tataatata — tatata — leise rhythmisch.

„Kto wy?“ — „Wer seid Ihr?“ Aber ich komme nicht zu Ende. An der Tür ein leises, schleichendes Geräusch. Schnell ist der Becher versteckt. Ich liege auf dem Rücken, mit verschränkten Armen, mit künstlich gleichgültigem Gesicht. Ich schaue nach dem Guckloch an der Tür. Ein entzündetes Auge richtet seinen Blick auf mich. Ich erwidere den Blick und fühle, wie etwas Feindseliges wider meinen Willen aus meinem Auge spricht. Da wird das Guckloch wieder geschlossen und an Stelle des Auges grinst hinter der kleinen Öffnung die dunkle Metallplatte.

Nun bin ich wieder allein. Mit dem Klopfen ist es heute nacht zu Ende. Sonst werde ich angezeigt.

Uebrigens scheint der Neue das Klopfen nicht zu verstehen. Morgen muß ich versuchen, ihm das Klopfsalphabet zuzustellen. Durch wen? Ich überlege. Denke an verschiedene Kriminelle, die Zutritt zum unteren Korridor haben. Am einfachsten wäre es ja, den Brief durchs Fenster

an einem Strich hinabzulassen. Doch das ist gefährlich. Die Posten haben Befehl, zu feuern, sobald sich jemand am Fenster zeigt. Ich werde mit Butkewitsch sprechen. Der hat als Püker zu allen Zellen unseres Korridors Zutritt. Vielleicht kann er mir helfen. Es eilt ja auch nicht. Morgen wird sich schon ein Weg finden. Ich schließe die Augen und versuche zu schlafen. Lange höre ich das Knarren des Fensters, lange höre ich noch das Heulen des Windes... Dann aber allmählich legt sich bleierne Müdigkeit wie ein Keifen um die Stirn, und ich schlafe ein...

*

Langsam dreht sich der Schlüssel im Türschloß. Einmal, zweimal. Knarrend geht die Tür auf. Penetranter Geruch von Duzenden von Parafschas (Cimern) schlägt vom Korridor in die Turmzelle. Ich öffne die Augen. Es dämmert kaum. Gähnend steht der Wärter in der Tür, nestelt am Gurt, steckt den Revolver zurecht. „Guten Morgen“, „Guten Morgen“. Klappernd mit den Holzpantoffeln auf dem steinernen Boden, klirrend mit den eisernen Ketten, läuft Butkewitsch, der Korridorpuker, hin und her. „Guten Morgen“, — „Guten Morgen“. Er läuft ans Fenster, reißt es auf, und kühlend nekt die frische Morgenluft mir das Gesicht. Ich wende den Kopf zum Fenster, atme in vollen Zügen die Luft ein. Da gewahre ich im fahlen Morgenlicht auf dem Fensterbrett etwas Weißes: einen kleinen Zettel. Schnell sehe ich weg, damit der Wärter nicht der Richtung meines Blickes folgt. Doch er hat nichts gemerkt. Noch immer macht er sich gähnend am Revolver zu schaffen. Wieder klirren die Ketten und klappern die Pantoffel: Butkewitsch bringt die leere Parafscha. Schnell wechselten wir einen Blick des Einverständnisses. Dann nimmt er die leergebrannte Lampe vom Tisch, und die Tür fällt dröhnend ins Schloß. Zweimal dreht sich der Schlüssel. Ich bin wieder allein.

Einen Blick aufs Guckloch in der Tür: Nein, niemand. Ich nehme den Zettel vom Fenster. Ich erkenne die Handschrift: ein Genosse vom unteren Korridor schreibt mir: „Genosse! Gestern nacht hat man einen Neuen gebracht. Du kennst ihn nicht. Er sitzt unter Dir im Turm. Morgen wird er zur Hinrichtung transportiert. In unserer Zelle sitzen seine Freunde. Sie wollen ihm einen letzten Gruß senden. Jede Verbindung mit seiner Zelle im unteren Korridor ist abgeschnitten. Versuche den beiliegenden Zettel zu ihm zu schaffen. Es sind letzte Abschiedsgrüße. Dank im voraus...“

Bald darauf, es war schon fast Mittag, stand der reiche Herr auf und trat ans Fenster. Mit Staunen sah er, was geschehen war. Gleich rief er seine Frau, und als die hörte und sah, was es gab, ließ sie sich unbedenklich so weit herab, zu den ärmlichen Nachbarn hinüber zu gehen. Sie grüßte gemessen, aber leutselig, und erkundigte sich, wie alles gekommen wäre. Dann eilte sie zu ihrem Gemahl zurück und erzählte ihm den Fall. Natürlich war er untröstlich. Konnte der Reisende denn nicht sagen, wer er war? Warum hatte er sich nicht vorgestellt? Fünf Worte nur: „Ich bin der liebe Gott!“ das hätte ja vollkommen genügt. Man würde ihm sofort das beste Fremdenzimmer angeboten haben.

Während sich der Gatte solchergestalt noch bitter über die Versteckspielerei des lieben Gottes beklagte — und das mit Recht, denn jeder anständige Mensch nennt seinen Namen und Rang, damit man ihn entsprechend behandeln kann, wieviel mehr mußte das also der liebe Gott tun —, währenddessen kam der Frau ein Gedanke. „Gib dich“, rief sie, „steige aufs Pferd und reite ihm nach. Setze ihm alles auseinander, dann gewährt er uns auch einen Wunsch, vielleicht sogar drei.“

Der reiche Herr stieg zu Pferde und galoppierte hinter dem lieben Gott her. Wichtig holte er ihn schon kurz vor dem nächsten Dorfe ein, zog den Gut, stieg ab und redete den Reisenden mit wohlgelesenen Worten an. Er entschuldigte sich zunächst wegen der barschen Antwort. Er sei halt müde gewesen und habe in der Dunkelheit nicht erkennen können, wer da war.

Und dann hätte er vor allem dem Hauschlüssel nicht gleich gefunden. Die Diensthöten hätten ihn verlegt gehabt, mit denen sei ja heutzutage überhaupt nichts mehr anzufangen... Und kurz, wie er schließlich die Tür aufgeschlossen hätte, da sei kein Gast mehr dagewesen. Aber nun möge er ja doch bei ihm einkehren, wenn er das nächste Mal vorüberkomme. Für ff. Betten und prima Speisen und Getränke könne er garantieren. Dafür sei er bei seinen sämtlichen Bekannten und Verwandten gerühmt.

Der Reisende sagte gerne zu, das nächste Mal wolle er gewiß bei ihm einkehren. Der reiche Herr verbeugte sich dankend und fragte, ob er nun nicht auch einen Wunsch erfüllt bekäme? Er habe ja doch jetzt den guten Willen gezeigt, und der sei ja doch am Ende noch mehr wert als die Tat. „Ja, schön“, sagte der liebe Gott, und der reiche Herr setzte schnell hinzu: „Eigentlich müßte ich wohl drei Wünsche haben, wenn sogar so ein Pöbel wie mein Nachbar einen Wunsch erfüllt bekam. Auch damit war der Reisende zufrieden. Der reiche Herr verabschiedete sich mit einer höflichen, aber etwas kühlen Verbeugung, weil es ihm so vorkam, als ob der liebe Gott leise über ihn gelächelt habe.

Als der reiche Herr zurückritt und überlegte, was er nun wünschen solle, wurde sein Pferd unruhig und bäumte. Das machte den Reiter begreiflicherweise ungeduldig, und so rief er denn, wie man wohl zu rufen pflegt: „Sch! wollt, daß du den Hals brädest!“ — Plumps, stürzte das Pferd und war tot.

Den ganzen Vormittag gehe ich in meiner Zelle auf und ab und überlege. Unten ist die Verbindung mit ihm abgeschnitten. Es gibt nur ein einziges Mittel: Ich muß ihm den Brief durchs Fenster zustellen. . .

Als ich um 12 Uhr das Mittagessen in Empfang nehme raune ich Butkewitsch zu: „Das Telephon!“ Er nickt. Eine halbe Stunde später bringt er mir heißes Wasser für den Tee. Der Wärter bleibt in der Tür stehen. Butkewitsch macht sich am Tisch zu schaffen. Der Wärter wird ärgerlich. „Na, wird's bald?“ Da beginnen zwei Kriminelle in dem Korridor Streit. Absichtlich, um den Wärter abzulenken. Laut hallen die Schimpfworte. Der Wärter geht hinaus. „Wollt ihr wohl Ruhe halten!“ Butkewitsch benutzt den Augenblick, zieht unter seiner Jacke ein Bündel hervor, wirft es schnell unter meine Britsche und geht dann auch hinaus. Auf dem Korridor ist es wieder ruhig, der Wärter kommt zurück, läßt seine Blicke prüfend durch die Zelle schweifen und geht dann auch hinaus. Die Tür fällt ins Schloß, wieder knarrt zweimal der Schlüssel, und wieder bin ich allein. Das „Telephon“ liegt unter der Britsche: ein langer Strich aus Fäden von Bettdecken zusammenge缝t. Der Zettel ist in einer Spalte der Wand versteckt. Ich muß warten. Ein dreifacher Ring umgibt das Gefängnis. Innen im Hof Gefängniswärter und Feldjäger, draußen, vor der Mauer, Schutzleute. Gerade vor meinem Fenster — ein Feldjäger. Der muß es sehen, wenn ich das „Telephon“ hinablasse. Doch ich habe Glück. Heute Abend soll ein Feldjäger auf die Wache kommen, der mit uns heimlich sympathisiert. Der wird schon ein Auge zudrücken. Und die Außenposten werden es nicht so schnell merken. Ich habe alles für den Abend bereit. Schreibe ein Klopfsalphabet mit Erläuterungen, damit der Genosse wenigstens die letzte Nacht mit mir sprechen kann. Vielleicht hat er letzte Wünsche zu übermitteln, letzte Grüße. . .

Es dämmt. Ich hocke auf dem Fensterbrett. Im Garten des Gefängnisdirektors, draußen, vor unserer Mauer, räkeln sich die Schutzleute. Innen im Hofe, vor dem Fenster, steht der Feldjäger. Sieht er mich nicht? Will er mich nicht sehen?

Ich stecke die Hand zwischen die Gitterstäbe und lasse langsam das „Telephon“ hinab. Unten baumelt der Brief. Nach meiner Berechnung muß er jetzt vor seinem Fenster sein. Aber niemand greift danach: Das Seil spannt sich nicht. Ich klopfe an die Wand, um den Genossen aufmerksam zu machen. Keine Antwort. Das „Telephon“ baumelt im Winde. Vielleicht kann er es nicht greifen, weil es so hin und her geht. Ich ziehe das „Telephon“ wieder her-

auf, beschwere es mit dem Metallbecher und lasse es hinab. Gerade gespannt hängt jetzt der Strich. Jetzt muß der Brief vor seinem Fenster sein. Ich klopfe mit dem Fuß auf dem Boden, klopfe mit dem schweren Holzschemel. Laut. Er muß es hören. Aber unten bleibt alles still. Keine Hand greift nach dem Brief.

Der Feldjäger wird unruhig. Er winkt mir und macht mir Zeichen. Ich soll aufhören. Ich beachte es nicht. Die Schutzleute an der Außenmauer haben es auch bemerkt. Laut tönen ihre Stimmen. „Gundesohn! — mach, daß du fortkommst vom Fenster!“

Jetzt gilt es. Länger kann ich nicht bleiben. Gesehen hat man mich ja doch schon. Ich presse das Gesicht an die Gitterstäbe und rufe: „Genosse! Genosse! Warum nehmen Sie den Brief nicht?“ — „Gundesohn! Wird's bald! Wir schicken!“ Und schon greifen sie nach den Gewehren. Ich lausche — noch einen Augenblick, sonst ist es zu spät. Da dringt eine Stimme von unten herauf, stammelnd und klagend, leise und kraftlos, so leise, daß ich das Gehör anstrengen muß, um zu hören: „Genos—se . . . Ich kann . . . den . . . Brief . . . nicht . . . nehmen. Beim Verhör . . . hat man . . . mir . . . beide Arme . . . gebrochen . . . Genosse . . . leb wohl. . .“ Leise und klagend tönt die Stimme und bricht plötzlich ab.

Ein müttendes Winken des Feldjägers; die Schutzleute vor der Mauer haben schon angelegt. Mit einem Ruck reiße ich das Telephon nach oben und lasse mich vom Fensterbrett gleiten, verstecke alles schnell unter der Britsche.

Es ist höchste Zeit gewesen. Aufgeschauelt vom Värm, macht der Wärter auf dem Korridor seine Runde. Und jetzt schaut sein Auge durchs Guckloch. Aber ich liege schon auf meiner Britsche auf dem Rücken mit verschränkten Armen, und beruhigt geht er weiter. . .

Nachts, als es ganz still ist und draußen vor der Tür regelmäßiges Schnarchen ertönt, stehe ich auf und verbrenne alles: das Klopfsalphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Ruhig züngelt die Flamme zur Lampe heraus, ergreift das Papier und leckt gierig daran. Ein Häufchen Asche fällt auf den Tisch. Der Wind heult, fährt zwischen den Fensterriemen hindurch und die Aschestückchen flattern durch die Zelle: Das Alphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Unten aber sitzt der, dem sie galten. Am Vorabend seiner Hinrichtung. Mit gebrochenen Armen. Und niemand, der ihm ein letztes Abschiedswort sagen könnte.

Raum, daß der reiche Herr sich hatte rechtzeitig zur Seite werfen können. Man mag nun über die Sache denken wie man will, sehr nobel war das jedenfalls nicht, einen Ehrenmann so beim Wort zu nehmen und sich so an den toten Buchstaben zu klammern. Mit Recht wurde denn auch der reiche Herr über diese Art, einen Wunsch zu erfüllen, sehr ungehalten. Inzwischen schnallte er den Sattel ab, nahm ihn auf den Rücken und marschierte seiner Wohnung zu. Da es aber mittlerweile heiß geworden war, drückte ihn der Sattel. Und in all seinem Uerger kam ihm auch noch der Gedanke an seine Frau, die ihn hinter den Fremden hergeschickt hatte, und nun selber behaglich in der kühlen Stube saß. Da empörte sich sein Gemüt, und er rief in gerechtem Groll: „Ich wollte, meine Frau säße auf dem Sattel und könnte nicht herunter.“ Unglaublich, aber wahr, auch dieser Wunsch ging sofort in Erfüllung: der reiche Herr fand zu Hause seine Frau auf dem Sattel angewachsen und mußte sie mit dem dritten Wunsche herunter wünschen.

Da war alles umsonst gewesen und obendrein noch ein Pferd draufgegangen. Zum Glück aber fiel dem reichen Herrn noch ein, daß ja die Hütte, wo der ärmliche Nachbar zu Miete wohnte, ihm gehörte. Sofort ging er hinüber in das neue Haus und befahl dem Ehepaar, die Wohnung zu räumen oder zweitausend Mark Miete zu zahlen. Natürlich konnte das Paär das nicht und sie mußten hinaus. Aber weil der Kontrakt noch nicht abgelaufen war, gab der Hausbesitzer ihnen großmütig in einer ganz alten und verfallenen Hütte Unterkunft. Das neue

Haus aber verkaufte er sehr günstig, und so hatte er doch eine Belohnung für seinen guten und edlen Willen. So gelangt die Tugend immer zum Siege und die lasterhafte Armut wird bestraft. (Aus „Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt“, von Rudolf Franz.)

*

Der liebe Gott, die Mutter und die soz. Sonntagschule.

In unserem Dorfe bildet die Einführung der sozialdemokratischen Sonntagschule einen gar wunden Punkt. Ich weiß nicht, ob es am Zutrauen der Mütter, den Führern dieser neuen Sonntagschule gegenüber fehlt, ob man den Zweck dieser Schule noch nicht erkannt hat oder ob man überhaupt auf keinen Erfolg dieser Schule rechnet, ich weiß nur, daß an irgend einem Ort etwas fehlen muß. Ich hatte Gelegenheit, der Diskussion eines diesbezüglichen Themas beizuwohnen und das allgemeine Ergebnis, das ich daraus hervorholen konnte, war so ungefähr der gleiche Grundsatz: „Ich gehe zwar jahrein und aus nie in die Kirche, aber etwas glauben muß der Mensch eben doch“.

Ich, von meinem Standpunkt aus, könnte nicht sagen, daß ich den Weg zur Kirche nie finde. Nein, ich gehe noch